



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Götze, Alfred: Missingsch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Missingsch

Von Professor Dr. Alfred Götz



Die bekannte Mischsprache, die dem Hochdeutschen zustrebt, aber in Aussprache und Wortwahl, Formenlehre und Syntax mehr oder minder stark eine niederdeutsche Grundlage durchscheinen läßt, ist im protestantischen Niederdeutschland entstanden zu einer Zeit, da die Pressen des Landes zumeist Übersetzungen aus dem Hochdeutschen zu drucken bekamen, da sich um die in Wittenberg gebildeten Geistlichen ein hochdeutsch empfindender Kreis von Gelehrten und Gebildeten scharte und die norddeutschen Fürstenhöfe zur hochdeutschen Kanzleisprache überzugehen begannen. Die hochdeutsche Literatursprache hieß im niederdeutschen Munde nach ihrer ostmitteldeutschen Heimat mysensch und ist unter diesem Namen schon seit 1450 nachzuweisen. Die Herkunftsbezeichnung wurde, wie es den Adjektiven auf -isch gerade in Nord- und Mitteldeutschland früh und allgemein ergangen ist, zum Tadel im Munde von Niederdeutschen, die, wie der Hamburger Pfarrer David Wolter nach der Vorrede zu seiner plattdeutschen Bibel (1596) „de rechte purreyne Saffische sprake mit der Misnischen edder Dltfrentischen unde Uerwendischen sprake unvermenger“ erhalten wollten. Ihm und seinen Gesinnungsgenossen, unter denen Johann Lauremberg aus Rostock, der Verfasser der „Beer olden herömeden Scherzgedichte“ (1652) literarisch der bedeutendste ist, mußte vollends die mißlungene Mischsprache ein Greuel sein, die sich als Meißnisch gab und wertvoller sein wollte, als das reine Niedersächsisch. Verglich ein so gestimmter Niederdeutscher den hochdeutschen Bestandteil des Gemenges mit dem anspruchsvollen, eingeführten Kupfer, den niederdeutschen mit dem bescheidenen, heimischen Zink, so erschien ihm die Mischung als Messing, mysensch wurde zu missingsch. Schon früh im vierzehnten Jahrhundert ist dieses Wort in wechselnden Formen als Stoffadjektiv zu Messing nachzuweisen, eine seltsame Bildung, aus dem adjektivisch gebrauchten Gen. Sing. Missinghes erwachsen. An das Metall denkt heute der Niederdeutsche, der nichts mehr vom „Meißnischen“ weiß, bei missingsch ohne weiteres, mit dieser Deutung führt R. F. A. Scheller 1826 das Wort in seiner „Bücherkunde der Saffisch-Niederdeutschen Sprache“ S. XIV und 386 ein. Missingsch ist zur Bezeichnung der Sprache

geworden etwa zur gleichen Zeit, da von hochdeutscher Seite, zuerst nachweisbar bei dem Erfurter Kaspar Stieler (1691) das Niederdeutsch als Sprache des platten Landes, im Gegensatz zu der der Städte, plattdeutsch genannt wurde, was von Haus aus gewiß nicht als Lob gemeint war.

Als am 20. Oktober 1729 Professor Ernst Johann Friedrich Manzel (1699 bis 1768) Rektor der Universität Rostock wurde, da nahen ihm seine Studenten mit einem witzigen „Gratulir-Gedicht in Messinger Sprache“, wobei man messinger als Kürzung aus messingener beurteilen darf*). Derselbe Manzel verheißt in seinen „Büchowschen Ruhestunden“ (1761) I 68, eine Arbeit über die mecklenburgische Sprache, die er leider nie vollendet hat, „da denn auch das Mecklenburgische messingsche teutsch, wie man es zu heißen pflegte, nemlich das, aus dem hoch- und platdeutschen, gemischte . . . erscheinen wird.“

Diese frühesten Belege für den Namen der Mischsprache bleiben fast um ein Jahrhundert hinter ihrem ersten literarischen Gebrauch zurück: 1637 läßt Magister Daniel Friderici in seinem „Lobias“ einen Narren ein hoch-niederdeutsches Kauderwelsch sprechen, in der sonst rein niederdeutschen Posse „Teweschen Hochtydt“ (Hamburg 1640) spricht ein hamburgischer Winkeladvokat Mißingsch. Kurz nach Manzels Tagen versucht Matthias Claudius 1772 in seiner „Disputation . . . unter Vorßtz des Herrn Lars“ ein literarisches Blatt, das ihm aber mißlungen ist, weil er die Aufgabe gar zu leicht nahm. Um so glücklicher verwertet Johann Gottwerth Müller von Iphoe in seinem komischen Roman „Siegfried von Lindenberg“ (Hamburg 1779) das Mißingsch des holsteinschen Kleinbürgers. Indem er dabei den Schauplatz seiner Handlung erweitert und sich ein erstes Mal dem Ziel nähert, ein Gesamtbild norddeutschen Lebens zu bieten, weist er dem literarischen Mißingsch die Entwicklung, die es bei den drei mecklenburgischen Erzählern des neunzehnten Jahrhunderts genommen hat. Fritz Reuter läßt seinen Köster Suhr das unbeholfene Mißingsch des mecklenburgischen Dorfschulmeisters sprechen, der sein Hochdeutsch nur unvollkommen beherrscht. Stillfried arbeitet diese Sprache viel feiner heraus, bleibt aber mit seinem alten Vater Gothmann beim Typus dieses selben Dorfschulmeisters stehen, indessen Reuter mit der eigenen Entwicklung die Prachtgestalt seines Inspektors Bräsig wachsen läßt und dessen Sprache mit reifer Kunst zu vollem Einklang mit seiner ländlichen Umgebung gestaltet. John Brinckman endlich stellt in seinem Käppen Pöött die Seeseite des Landes

*) So Conrad Borchling, der vor der Hamburger Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins 1914 über „Sprachcharakter und literarische Verwendung des sogenannten Mißingsch“ gesprochen und 1916 den Festvortrag in abschließender Form im 37. der Wissenschaftlichen Beilage zur Zeitschrift des Sprachvereins veröffentlicht hat. Dagegen stellt Behaghel Zeitschrift des Sprachvereins Jahrgang 1914 Spalte 315 messinger als Herkunftsbereitung zu Meißen wie Schlesinger zu Schlesien.

Mecklenburg dar, die in der holländischen Färbung ihres Missingsch auch sprachlich eine andere Spielart der mecklenburgischen Wirklichkeit spiegelt.

Denn wie jede echte Mischsprache ist das Missingsch vor allem gesprochene Sprache. Als in der Zeit der Klassiker das gebildete Norddeutschland am Aufstieg unserer Literatur lebendigen Anteil nahm und darüber einsprachig hochdeutsch wurde, da blieben die mittleren Schichten, das Kleinbürgertum, zurück. Sie schämten sich des heimischen Niederdeutsch in der neuen Umgebung und erhoben darum das Missingsch zu einer Art Bürgersprache mit festeren Formen. Der Gesamterscheinung ist dabei doch ihr wandelbarer Grundcharakter geblieben. Was durch Reuter und Brinckman literarisch dauernde Bedeutung erlangt hat, ist und bleibt im sprachlichen Leben Übergangserscheinung. Immer neue Schichten wachsen in die hochdeutsche Bildungssprache hinüber und hinauf, die niederdeutschen Bestandteile des Missingschen verfeinern und verflüchtigen sich, sozial gleitet es in niedrigere Schichten und wird in den Städten nur durch starken Zustrom vom Lande bei Leben erhalten. Es hat seine Mission für den einzelnen wie für die Gesamtheit erfüllt, indem es weite Kreise zum Übergang ins reine Schriftdeutsch reif macht.

Aus vollem Leben heraus schildert den Vorgang Johannes Thießen im 10. Kapitel seines Buchs „Kindheit“*). In Thießens Elternhaus war das holsteinische Platt die unbedingt herrschende Sprache, noch heute spricht er, der hochdeutsche Bücher drucken läßt, mit seinen Eltern nur niederdeutsch. Aber mit den Geschwistern schon steht es anders: da haben Bildung und Beruf, Verkehr und allerhand Rücksichten den Übergang zur hochdeutschen Sprache erzwungen. Nur, wo die Geschwister in einer Unterhaltung ihre heiligsten Erinnerungen berühren, da können sie nicht anders als zum Plattdeutschen greifen. Das Kauderwelsch aus Hoch- und Plattdeutsch aber, das sie als Kinder von den „gewöhnlichen“ Leuten hörten, reizte mehr zum Lachen und Spotten, als zum Lieben und Bewundern. Als köstlichen Spaß versuchten und genossen sie die missingschen Formen, Johannes als vermöhnter Jüngster nannte seine Schwester Christine Deine und die Sauce (niederdeutsch Schü) Scheue, wie er für din und hüte seiner Muttersprache in der Schule dein und heute zu setzen gelernt hatte. Dabei sonnte er sich in den Heiterkeitserfolgen, die sein Missingsch davontrug. Der Mangel an Achtung gegen die angestammte Muttersprache, der in solchen Entstellungen lag, geht aber noch dem Erwachsenen nach und liegt im Kampf mit seinem ausgeprägten Heimat- und Stammesgefühl, mit Denken und Empfinden, Sitte und Art. Denn die bleibt niederdeutsch und verlangt nach unverfälschter Ausprägung auch in der Sprache, wie es ein andermal Hertha Koenig**) so zart wie treffend symbolisiert: „Aber die Geschichte vom kleinen Bruder hatte sie ihr doch mal erzählt, ganz leise, und wenn es geheimnisvoll wurde, redete sie platt.“

*) Bücher der Rose Band 25, München und Leipzig (1917), S. 229 ff.

**) Die kleine und die große Liebe, Berlin 1917, S. 13 f.

Die Kräfte, die unsere niederdeutschen Mundarten bei frischem Leben erhalten, kommen der Mischsprache nicht zu Hilfe, ja sie wirken ihr entgegen. Bei alledem ist das Missingsch an zeitlicher und räumlicher Ausdehnung, an Gewalt über Hunderttausende deutscher Sprachgenossen und nach der Fülle seines literarischen Gehalts die reichste Mischsprache, die der deutsche Boden je hervorgebracht hat.



Neue Bücher

Fr. Siebert „Der völkische Gehalt der Rassenhygiene“. München 1917; Verlag von F. F. Lehmann. (3 Mark.)

Im ersten Heft des Jahrganges 1917 habe ich von Fr. Siebert eine nur zwei Bogen starke, aber inhaltlich sehr beachtenswerte Schrift „Der völkische Gedanke und die Verwirklichung des Zionismus“ eingehend besprochen und darauf hingewiesen, daß der Verfasser, mit den Methoden der Rassenforschung und ihren Ergebnissen genau bekannt, sich zu der natürlichen Weltanschauung bekenne und demgemäß die Dogmen der proletarischen Weltanschauung, des Aufklärungszeitalters bzw. der ersten französischen Revolution und in unseren Tagen der Sozial- und mancher anderen Demokraten: Gleichheit aller Menschen, Zufall der Geburt und Selbstzweck der Persönlichkeit, als naturwidrig ablehne.

Die heute vorliegende, 214 Seiten umfassende Schrift, steht auf demselben Standpunkte, reproduziert manche der damals erörterten Gedanken, bringt aber auch vielfach neue und zwar in gründlicher Durcharbeitung und mit vertiefter Auffassung. Der erste, mehr theoretische Teil, betitelt sich „Volkstum und Rassenpflege“; er behandelt in drei Abschnitten „Den Gedanken der Blutsgemeinschaft und des Volkstums“, „Blutsgemeinschaft und Auslese“ und „Volkzahl und Volkstum“; im dritten deckt er die schweren Schäden, unter denen unsere Kultur vor dem Kriege litt, die gewollte, durch die großkapitalistische Entwicklung unseres Wirtschaftslebens geförderte Beschränkung der Kinderzahl, die daraus sich ergebende Verpöbelung der Kulturmenschen und die große Gefahr der Entartung unseres Volkes, freimütig auf. Im zweiten, mehr praktischen Teile, „Die Stammespflege